

„Oral History takes place“

Über ortbezogenes Spurenlesen DDR-bezogener Grenzerinnerungen

Ralf Leipold

1. Einleitung – Oral History einen „Ort“ geben

Die Geschichte steht gemeinhin im Verdacht, allein über die „Zeit“ respektive die kurzen oder langen Zeitlinien und die Entschlüsselung selbiger greifbar zu werden. Auch der Biographie wird weithin nachgesagt, zeitlichen Logiken zu gehorchen, insofern Angehörige einer Generation vornehmlich als Zeit-Zeugen¹ oder als „Kinder ihrer Zeit“ in Betracht kommen. Gleiches scheint auch für die Erinnerung zu gelten, da sie das einst Geschehene meist aus der Gegenwart heraus entlang narrativierter Zeitverläufe rückbesieht, um es unter anderem prospektiv für die Zukunft zu wenden. Dabei ist es spätestens seit Pierre Noras Buchprojekt zu den Erinnerungsorten Frankreichs (*lieux de mémoire*) gemeinhin Konsens, dass die Erinnerung wie auch die Geschichte nicht nur an der Zeit, sondern auch „am Konkreten, im Raum [haftet]“ (Nora 1990: 13). Diese Ansicht hat, ungleich der an ihr geäußerten Kritik (insbesondere nostalgisch, national verengte Raumsicht), bis heute nicht nur unzählige Nachfolgeprojekte in unterschiedlichsten Erdgegenden und folglich eine kaum mehr zu überschauende Inventarisierung diverser räumlicher Erinnerungsgüter gezeitigt (vgl. Erll 2012, 266 f.). Es hat zudem, wenngleich nur unterschwellig, die Geschichtswissenschaft dazu bewegt, sich vermehrt Räumen (in) der Geschichte zuzuwenden (vgl. Rau 2017; Schlögel 2003).

Überträgt man diesen Befund auf einen geschichtswissenschaftlichen Zweig der Erinnerungs- und Gedächtnisforschung, der sich seit nunmehr fast 30 Jahren als Oral History im Wissenschaftsbetrieb einen Namen gemacht hat, dann eröffnet sich einem demgegenüber gleichwohl ein etwas anderes Bild. Wenngleich dies in der Praxis schon immer implizit erprobt worden ist, man denke nur an Lokalstudien zu KZ-, Kriegs- und Fluchterfahrungen (Plato/Meinicke 1991) oder an das Filmprojekt *Shoah* von Claude Lanzmann (2000) oder auch an die Geschichtsbewegungen der 1980er-Jahre (Museumspädagogischer Dienst Hamburg 1988), bei denen sich die befragte Erinnerung immer auch um Orte und Räume der selbst erfahrenen Lebensgeschichte drehte. Überraschenderweise sieht im Gegensatz dazu die weithin anerkannte Selbstbeschreibung unter Oral Historians für räumliche Betrachtungsweisen indes kaum einen Platz vor: „Mit Oral History [...] ist ein Vorgehen innerhalb der Geschichtswissenschaft bezeichnet, bei dem Erinnerungsinterviews mit ‚Zeitzeugen‘ als historische Quelle dienen“ (Wierling 2003: 81). Derart überrascht es auch nicht, dass die Kategorie „Raum“, ungeachtet

1 Im Folgenden ist bei personen- oder gruppenbezogenen Bezeichnungen immer sowohl das männliche wie auch weibliche Geschlecht gleichermaßen miteingeschlossen. Für dieses Vorgehen wurde sich aus Gründen der besseren Lesbarkeit entschieden.

eines unlängst eingeschlagenen *spatial turn* (vgl. Döring/Thielmann 2008) und prominent gewordener Konzepte zu Erinnerungs- und Gedächtnisorten, in der Oral-History-Forschung bisher selten einen anderen Status als den einer Referenz- oder Hintergrundfolie für das einst Geschehene und deren lebensgeschichtlichen Nachbetrachtungen zugeschrieben bekommen hat; insofern erdräumliche Ausschnitte bislang allenfalls als überdauerte Schauplätze, Metaphernhülsen oder materielle Speicher der Geschichte in Betracht kamen (vgl. Trower 2011).

Interessanterweise können lebensgeschichtliche Erzählungen doch ebenso und neuerlich Forschungsanlass dazu bieten, die ihnen eingeschriebenen Geographien und damit das räumliche Neben- und Übereinander von Vergangenheit und Vergangenheitsdeutung stärker in den Fokus zu rücken. Denn in der Artikulation lebensgeschichtlicher Erzählungen liegen neben den offenkundigen Zeitbezügen, dem zeitlichen Nacheinander und der je eigenen biographischen Verflochtenheit in größere Geschichtszusammenhänge, ferner auch unzählige Raumbezüge vor (unter anderem geographische Imaginationen, Raumvokabeln, räumliche Erzählweisen). Dass eine lebensgeschichtliche Erfahrung neben ihrer inhärenten Narrativität und Zeitlichkeit gleichwohl nicht weniger auch von einer genuinen Materialität und Räumlichkeit beeinflusst wird, versucht der folgende Beitrag insgesamt gesehen anhand des Konzepts des „geohistorischen Spurenlesens“ (vgl. Leipold 2021) zu thematisieren und für die Oral History-Forschung fruchtbar zu machen. Dabei rücken unter Rekurs auf ein mikrohistorisch inspiriertes Indizienparadigma (vgl. Ginzburg 1988; Krämer et al. 2007) sowie aktuelle raum- und geschichtstheoretische Diskurse die Lebensgeschichten Einzelner nicht nur als geschichtlich-biographische Erzählungen in den Mittelpunkt der Betrachtung, sondern ebenso als geographische Settings, die neben dem linearen Verzeitlichen ebenso das Verräumlichen von Selbsterfahrungen in den Blick nehmen, mit all den darin eingelassenen sprachlichen, objekthaften, erinnerten oder inkorporierten Spuren der Vergangenheit. An der Lebensgeschichte Karl Westhäusers wird schließlich fallbeispielhaft zu zeigen sein, wie Geschichte und Erinnerung in ihrer räumlich-gründierten Erfahrbarkeit untersucht werden können – mit dem Ziel, ein bisher kaum betretenes „Niemandland des Gedächtnisses“ (Lanzmann 2000: 105) DDR-bezogener Geschichtsforschung theoretisch wie forschungspraktisch zu erschließen.

2. Geohistorisches Spurenlesen von Erinnerung – Das Beispiel DDR-Grenzerinnerungen

„Wer sich der eigenen verschütteten Vergangenheit zu nähern trachtet, muss sich verhalten wie ein Mann, der gräbt“ (Benjamin [1932]2004: 44).

Obwohl der öffentliche Umgang mit der DDR-Vergangenheit bis heute durch Begriffsformeln wie „Unrechtsstaat“, „SED-Diktatur“ oder „Stasi-Herrschaft“ weithin eingeübt scheint – man denke nur an die zahlreichen Gedenkanlässe, bei denen sie immerwährend zur Sprache kommen –, lässt sich jedoch nicht übersehen, dass die „ostdeutsche“ Geschichte fernab totalitarismustheoretischer Deutungsmuster gegenwärtig eine geradezu noch „umkämpfte Vergangenheit“ (Bock/Wolfrum 1999) darstellt.

In Anlehnung an Jan Assmann (2007: 48) könnte man sagen, dass sich die kollektive Erinnerung an die DDR derzeit in einem „floating gap“ befindet, d.h. in einer sich

verschiebenden Lücke, die sich zwischen einem kommunikativen Gedächtnis – einem sich-Erinnern im Alltag, das sich durch diffuse, unorganisierte und lebendig verhandelte Erinnerungen zwischen den Generationen auszeichnet – und einem kulturell noch zu festigenden Gedächtnis – einem Kulturellen Gedächtnis, das auf lange Zeit Orientierung innerhalb gesellschaftlichen Erinnerns und Gedenkens verspricht – aufgetan hat. Bei genauerem Hinsehen stellt diese Lücke im gesellschaftlichen Erinnern zugleich eine Forschungslücke dar. So wurde die DDR in ihrer Retrospektive bisher größtenteils global, mithin strukturgeschichtlich von oben in Augenschein genommen: vom politischen System und deren Eliten, von ihrem Grenzregime und dessen Zusammenbruch, und schließlich von diversen postsozialistischen Gesellschaftstransformationen. Die DDR-Vergangenheit wurde jedoch weniger „von unten“, vom Alltag aus und ihren kleinsten Forschungseinheiten ins Auge gefasst, also den Alltagshandelnden und ihren unterschiedlichen Erfahrungshorizonten. Denn, so bringt es Dorothee Wierling treffend auf den Punkt: „Dem Festhalten an gemeinsamen ‚DDR-Zeiten‘ und einer spezifischen DDR-Erfahrung einerseits, steht andererseits die Entdeckung von DDR-Vergangenheiten und Erfahrungen im Plural gegenüber“ (Wierling 2008: 107). Nicht nur einer geschichtskulturellen, sondern gleichermaßen auch einer geschichtswissenschaftlichen Auf- und Bearbeitung der DDR „von unten“, im Sinne einer Oral History (Niethammer 1985), ist daher bis heute noch viel „Raum“ zur Entfaltung gegeben (Kleemann 2004: 45; Obertreis/Stephan 2009: 22).² Allen voran den Erfahrungseinträgen des Gedächtnisgegenstandes „DDR/Grenze“ in den Erinnerungen Einzelner, weniger beachteter Erinnerungsakteure „auf die Spur zu kommen“, verspricht in diesem Zusammenhang einen besonderen Forschungsreiz. Um eine Empirie entsprechend auf ein möglichst „breites Sample von Erzählungen stützen [zu können]“ (Jureit 1999: 396), schien es im Rahmen des im Folgenden darzustellenden Forschungsprojekts angezeigt, wie bei allen Untersuchungen mündlicher Geschichte, darauf zu achten, eine größtmögliche Variation und Kontrastierung unterschiedlicher DDR-Grenzerfahrungen bei der Auswahl potentieller Interviewpartner zu berücksichtigen. Im eigenen Fall hat sich dabei ein Sampling an Zeitzeugen herauskristallisiert, welches sich angefangen von ehemaligen Grenz(land)bewohnern über Grenzschilder/-soldaten bis hin zu Flüchtlingen, Zwangsumgesiedelten und heutigen Erinnerungsarbeitern erstrecken sollte.

Hiervon ausgehend eröffneten sich für die geohistorische Spurensuche selbst insgesamt zwei Forschungszugänge. In der ersten Erhebungsphase wurden lebensgeschichtliche Interviews im klassischen Format geführt, um zu ergründen, welche Spuren die „DDR/Grenze“ in den biographischen Erzählungen ehemaliger DDR-Bürger hinterlassen hat, womit sich zunächst den immateriellen Erinnerungsspuren über den Weg narrativ gespurter Lebensgeschichten („Erzähl-Spuren“) genähert werden sollte. Dies erlaubte es insofern, die Probanden bzw. Spurenleser der „DDR/Grenze“ in direkte Verbindung zu einer selbstbezeugenden Orts- und Zeitzeugenschaft zu stellen (vgl. Krämer 2011: 126 ff.). So gesehen wurde jeder untersuchte Spurenleser sowohl zum Zeugnis seiner selbst als auch zum Zeugnis seiner ganz persönlich erlebten gesellschaftlichen

2 Dabei hatten es doch Niethammer et al. (1991) mit ihrer Arbeit über „Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR“ noch zu Ende der 1980er-Jahre bereits selbst vorgemacht, wie eine solche Forschung aufzuziehen sei und vor allem, mit welchen fruchtbaren Ergebnissen, insofern ein exklusiver und interessanter Einblick in die (bis dahin) ganz und gar unerforschten Erfahrungs- und Alltagswelten von DDR-Bürgern ermöglicht wurde.

„Raum- und Zeitverhältnisse“, indem sich der Blick auf die jeweiligen Grenzerfahrungen, die in den Erinnerungsinterviews erfragt und artikuliert wurden, richtete.

Die zweite Erhebungsphase fasste im Vergleich zu der zuvor dargestellten eher eine andere geohistorische Spurenlese ins Auge. Die Spurensuche erstreckte sich hier entlang materieller Erinnerungsspuren, womit nun die überdauerten Spuren der Grenzerinnerung in Form von „Orts- und Objekt-Spuren“ in den Fokus rückten. Die Spurensuche wurde hier im wortwörtlichen Sinne als konkret-dinglich wie körperhaft-leiblich angenommen und solcherart in die Forschungspraxis übersetzt, worauf sich alles auf die Frage hin konzentrierte, wie und woran sich je nach Fall nun genau die Erinnerung verorten, vergegenständlichen oder verkörpern lässt (Hoffmann 1998: 10). Das Forschungsinteresse machte sich diesbezüglich jedoch keinesfalls nur an einer wie auch immer gearteten „materiality of memory“ (Berdahl 1999: 220), mithin an materiell-verfestigten Grenzspuren und deren Örtlichkeiten allein fest. Eher ging es darum, durch teilnehmende Beobachtung und begleitende Interviewtechnik zu sehen, wie weithin unsichtbare Spuren über körperlich-leibliche, performative, habitualisierte wie semantisierende Erinnerungspraktiken seitens der untersuchten Spurensucher gesichtet und aufgeschlossen wurden. In diesem Sinne waren die befragten Zeitzeugen innerhalb der objektorientierten Spurenlese dazu angehalten, sich an den Orten ihrer Wahl selbst und vor allem selbstbestimmt an das Suchen, Offenlegen und Ausdeuten physisch-eingeschriebener bzw. inkorporierter Erinnerungsspuren zu machen. Die dabei auserkorenen Orte dienten dabei nicht nur als Setting einer materiellen Spurensuche und somit ausschließlich zur Bestandsaufnahme von persönlichen Grenz- und Erinnerungsrelikten (vgl. Ullrich 2006). Die ausgewählten und aufgesuchten Erinnerungssettings wurden eher im wahrsten Sinne des Wortes als Kulisse dafür eingesetzt, die einmal begonnenen Erinnerungsinterviews an den Ort der Geschichte zurückzubringen bzw. an Ort und Stelle der Erzählung weiterzuführen. Durch das spurenbezogene Erschließen erinnerungsbedeutsamer Orte sollte schließlich mehr noch Anlass dazu gegeben werden, sich mit der Räumlichkeit wie auch Zeitlichkeit vergangener Lebens- und Gesellschaftsverhältnisse über den tätigen Vollzug des sich Erinnerns weitergehend und vor allem tiefergehend auseinanderzusetzen. Dabei traten die Interviewten eben nicht nur als Zeitzeugen, sondern zugleich auch als Ortszeugen auf, die keineswegs nur über den Ort „Grenze“ zu erzählen wussten, sondern zugleich auch mit ihm zusammen, indem sie ihn zum Sprechen brachten und ihre eigenen Erinnerungen gewissermaßen in ihn hineinlegten. Folglich wurden die Interviewten im Rahmen der Grenzbesichtigung zu einem „memorierenden Schlendern“ (Benjamin 1984: 277) bzw. einem „erinnernden Gehen“ (Drohsel 2016: 180 ff.) eingeladen, was dazu führen sollte, ein Erinnern im tätigen Vollzug, von sich aus wie auch vom Ort ausgehend, in Gang zu bringen. In diesem Zusammenhang wurde mehr noch versucht, ein „szenisches Erinnern“ in die Wege zu leiten (vgl. Rosenthal 1995: 206 ff.; Jureit 1999: 287 f.), mit dem Ziel, die DDR- und grenzbezogenen Erinnerungen unmittelbar, das heißt unmittelbarer als noch beim ersten, teils ortsfernen Gesprächstermin ins Gedächtnis der Erinnernden zu rufen. Hieraus hervorgegangen sind grenzbezogene *Auto-Biographien* wie *Auto-Geographien*, die zur Datengrundlage einer abschließenden qualitativ-interpretativen Materialauswertung gemacht wurden. Am Ende konnten so verschiedene Grenzbiographien auf Grundlage von Interviewmitschnitten und Beobachtungsprotokollen hinsichtlich falltypischer Erinnerungsmuster analysiert und interpretiert werden.

3. Über persönlichen Widerstand, Flucht- und Lebenswege, Vergangenheitsaufarbeitung und die Arbeit gegen das Vergessen. Die Erinnerungsspur von Karl Westhäuser

Entsprechend der zuvor vorgenommenen methodologischen Unterteilung in *Erzähl-* und *Orts-Spuren*, soll nun die Grenzbiographie eines Interviewten, der an der zuvor beschriebenen Untersuchung teilnahm, einmal genauer nachgezeichnet werden. Es handelt sich um die Erinnerungsspur von Karl Westhäuser (vgl. Abbildung 1).

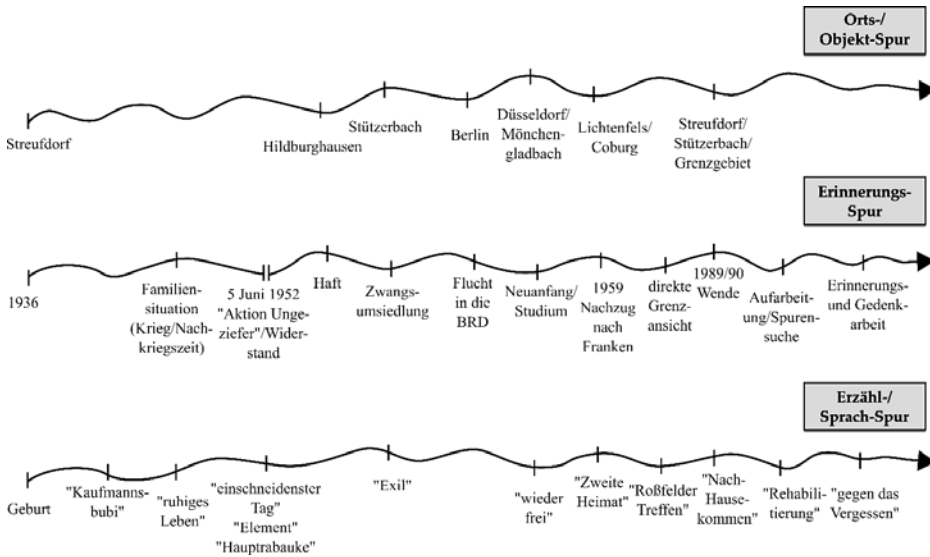


Abb. 1: Erinnerungsspur von Karl Westhäuser

Karl Westhäuser wurde 1936 im südthüringischen Streufdorf, nahe der Grenze zu Bayern, geboren. Seinen Eltern gehört ein Gemischtwarenhandel im Ort, was ihm frühzeitig den Namen „Kaufmannsbubi“ einbringt. Obwohl die Nachwirkungen des Zweiten Weltkrieges und die Unsicherheiten in der Nachkriegszeit noch allgegenwärtig waren, hatten Karl Westhäuser und seine Familie, wie er im Gespräch zu verstehen gibt, in jener Zeit ein „einigermaßen ruhiges“ und „vernünftiges Leben“. Bis zu dem Tag, der zum „schwärzesten“ und zugleich „einschneidendsten Tag“ nicht nur im Leben vieler Streufdorfer (IW/1: 2, 47), sondern vor allem im Leben Karl Westhäusers werden sollte: Es ist der 5. Juni 1952. Als damals 16-Jähriger nimmt er diesen Tag, auch noch rückblickend als „emotional ziemlich aufregend“ wahr (IW/1: 4). Was ihn damals wie heute so emotionalisiert(e), ist nicht so sehr die störerische „Unruhe“ (IW/1:3), die sich am frühen Morgen im sonst so ruhigen und „konservativen Ort Streufdorf“ (IW/1: 9) breitmachte. Es ist mehr das „Unglaubliche“ (EKW: o. S.), was sich aus dieser Unruhe heraus entwickeln sollte. „Diese Elemente müssen aus dem Dorf raus“ (IW/1: 4). Mit Flattern in der Stimme ist ihm dieser Satz, der das Unglaubliche auf einen Punkt bringt, bis heute besonders fest in Erinnerung geblieben. Bringt er doch nicht nur zum Aus-

druck, was die Ursache und der Anstoß aller Unruhe war. Er ist vielmehr auch ein Ausdruck dafür, wofür der Tag bis heute steht: die „Aktion Ungeziefer“³, unter dessen Namen DDR-weit sogenannte „Elemente“, das heißt unliebsame bzw. unpassende Grenzbewohner aus den Sperrgebieten⁴ „zwangsumgesiedelt“ wurden.

In Karl Westhäusers Gedächtnis hat vor allem das Wort „Element“ tiefgreifende Spuren hinterlassen, es hat sich quasi als erinnerte Sprach-Spur in sein Gedächtnis tief eingeschrieben. Egal in welchen Zusammenhängen es ihm späterhin unterkommen sollte, es stieß ihm stets auf, nicht zuletzt auch körperlich.⁵ Er „konnte später das Wort Element nicht mehr hören“ (IW/1: 4), da es ihm immer wieder sogleich „das Auftreten der Funktionäre“ vor Augen führte, die sich an diesem Tag seiner Meinung nach wie „Besatzer im feindlichen Ausland [verhielten]“⁶ (IW/1: 5). Nicht zuletzt durch sein „anderes Demokratieverständnis“ (IW/1: 6), wie er meint, sah er sich veranlasst, gegen das Agieren der „Funktionäre“ vorzugehen, indem er sich als damals 16-Jähriger traute, gegen sie anzureden. Letztlich war es ihm einfach unbegreiflich, wie „man sieben Jahre nach Kriegsende noch so mit seinen Mitbürgern umgehen [konnte]“ (IW/1: 6). Umso mehr befürwortete er nicht nur das sich-Entgegenstellen der anderen Dorfbewohner, die sich dagegen wehrten, ihre Nachbarn abtransportiert zu sehen, indem sie begannen, die schon mit Hab und Gut beladenen LKWs wieder abzuladen. Er nahm vielmehr mit Wohlwollen wahr, dass sich im Ort zunehmend aktiver „Widerstand“ entwickelte, insofern viele darangingen, alles „Mögliche“ auf die Dorfstraße zu räumen, um den Abtransport der „Umzusiedelnden“ neben menschlichen auch festere „Barrieren“ entgegenzustellen. Das war „der Anfang eigentlich von den Barrikaden [...] und überhaupt das war nen Widerstand“ (IW/1: 7). Wenngleich sowohl sein persönlicher Widerstand als auch der seiner Nachbarn weder geplant noch organisiert gewesen war, gipfelte das Aufbegehren der „Streufdorfer“ gegen die Willkür der Staatsgewalt zunächst in einem Teilerfolg: keine der acht Familien, die zwangsumgesiedelt werden sollten, konnten abtransportiert werden. Dieser Erfolg währte jedoch nur von kurzer Dauer, denn kurz hierauf zeigte sich die „DDR von ihrer hässlichsten Seite“ (EKW: o. S.). Unter Einsatz

3 Mit der sogenannten „Aktion Ungeziefer“ wurden allein im Sommer 1952 in Thüringen mehr als 5.000 Menschen von den Grenzgebieten ins Landesinnere der DDR stabsplanmäßig zwangsumgesiedelt (vgl. Bennewitz/Potratz 2002: 36). Ihr folgte 1961 mit der „Aktion Kornblume“ noch eine weitere Welle von Zwangsaussiedlungen, wovon allerdings eine geringere Zahl von Grenzbewohnern betroffen war. Die Ankündigung, nur staatenlose oder kriminelle Menschen aus den Grenzgebieten zu holen, sollte sich schnell als Vorwand erweisen, zumal es am Ende um ganz andere Personenkreise gehen sollte, allen voran um alteingesessene, einflussreiche Einzelpersonen oder Familien, die umgesiedelt wurden (vgl. ebd.: 37 ff.).

4 Seit 1952 wurden in der DDR zunehmend mehr sogenannte „Sperrgebiete“ (auch „Sperrzonen“) entlang der innerdeutschen Grenze eingerichtet. Die Sperrgebiete erstreckten sich parallel zur Grenze auf zeitweise 3 bis 5 km. Derart sahen sich Bewohner des Sperrgebiets bestimmten Auflagen und Restriktionen unterworfen, worunter nicht nur die alltäglichen Grenzkontrollen, die Passierscheinplicht, sondern auch der begrenzte Empfang von Besuch zu Hause oder das eigene temporäre Ausreisen bzw. der Besuch anderer Leute außerhalb des Grenzgebiets fielen.

5 So berichtet er: „Bei diesem Gedanken läuft mir heute immer noch ein Schauer über den Rücken“ (EKW: o. S.) oder, dass ihm beim Erzählen jener Erlebnisse: „Auch heute [noch] [...] der Kloß im Hals [würgt]“ (EBW: o. S.).

6 Hiermit sind im Interview im Wesentlichen deutsche Besatzer bzw. Besatzungen auf „russischem Boden“ oder auf dem Balkan gemeint. Interessanterweise spricht er an anderer Stelle in diesem Zusammenhang ebenso und in gleiche Richtungweisend, von „sowjetischen Besatzern“ (KBW: 3), was womöglich mehr aus seiner selbst erlebten, unmittelbaren „Besatzungserfahrung“ spricht.

von „berittener Polizei und Wasserwerfern“ (IW/1: 8) wurde der Widerstand der Dorfbewohner langsam aber sicher zerschlagen. So geriet auch Karl Westhäuser inmitten sich postierender „Volkspolizisten“, die die aufgebrachte Streufdorfer Bevölkerung nach und nach voneinander in unterschiedliche Teile des Dorfes zurückdrängten. Währenddessen wird der Interviewte, und das ist ihm ein weiteres in Erinnerung gebliebenes Wortschnipsel, vom damaligen SED-Kreissekretär, der vor Ort anwesend war, als ein „Hauptabauke“ (IW/1: 6) identifiziert, worauf er ihn sogleich abführen ließ. Ohne es in diesem Moment genau gewusst zu haben,⁷ weswegen er als „Hauptabauke“ bezeichnet und abgeführt wurde, findet er sich auf einmal zusammen mit anderen festgesetzt in einer „Garage“ wieder (IW/1: 6). Hierauf kommt er mit anderen Männern im benachbarten Hildburghausen zwei Tage in Haft. Auch sein Vater wird verhaftet, was er nicht nur als eine logische Konsequenz aus seinem widerständigen Verhalten, sondern vielmehr noch aufgrund des Faktes begründet sieht, mit „vier Häusern“ „zu vermögend“ gewesen zu sein (IW/1: 8).⁸ Seine Mutter und seine Schwester sind bereits, zusammen mit anderen Dorfbewohnern „zwangsumgesiedelt“, oder wie Karl Westhäuser es auch nennt „zwangsdeportiert“⁹, worden (IW/1: 3).

Die Familie findet nach Umwegen schließlich erst wieder in Stützerbach, im Thüringer Wald zusammen, wo sie eine „Behelfswohnung in einem ehemaligen Fabrikgebäude über einem Ziegenstall“ (EBW: o. S.) beziehen. Im so bezogenen „Exil“, wie es Karl Westhäuser scherzhaft nennt, stehen sie fortan unter ständiger Beobachtung. Auch direkte Repressionen haben sie zu fürchten, zum Beispiel als sein Vater „zur Klärung eines Sachverhalts“ ein weiteres Mal abgeführt wird, worauf er wegen einer haltlosen Anschuldigung („Wirtschaftsvergehen und Wirtschaftsverbrechen“) „sechs Wochen in Untersuchungshaft in Meiningen“ verbringt (IW/1: 10). In dieser Zeit reifen bei Karl Westhäuser und seiner Schwester konkretere Fluchtgedanken, und so kommt es, dass erst die Kinder, dann ihre Mutter und der wieder freigelassene Vater zu Verwandten nach Berlin fahren, um von dort aus über Aufnahmelager in die BRD zu gelangen. Die Familie geht hierauf in verschiedenen Himmelsrichtungen auseinander. Seine Eltern gehen nach Coburg (in Oberfranken), seine Schwester kommt nach Frankfurt am Main, er selbst reist über die Stationen Hamburg und Stukenbrock nach Düsseldorf aus, wo er – „wieder frei und die Zukunft vor Augen“ (EBW:o. S.) – als Herrenschneider im Geschäft seines Onkels anfängt. Zudem beginnt er kurz darauf in Mönchengladbach ein Studium zum Bekleidungsingenieur.

7 Im Nachhinein wurde ihm klar, weswegen er zu den verdächtigten „Rädelsführern“ gemacht wurde: Er hatte mit dem SED-Kreissekretär zuvor eine Diskussion geführt, in der er die Geschehnisse vor Ort anprangerte.

8 Dass sich diese Vermutung schnell bewahrheitete, machte sich daran deutlich, dass, entgegen fadenscheiniger Anschuldigungen – wie „hört RIAS und verbreitet Lügen“ (IW/1: 7; vgl. Bennewitz/Potratz 2002: 38 ff.) – zumeist vermögende oder einflussreiche Ortsbewohner direkt von den Zwangsumsiedlungen betroffenen waren.

9 So berichtet der Interviewte an späterer Stelle über die Abtransporte von Zwangsumgesiedelten mit Zugwaggons. Hier zieht er einen direkten Vergleich zu den „Deportationen“ von Juden während der NS-Zeit, wie er sie wohl nur von Erzählungen her kennt. Bei diesem Vergleich führt er jedoch noch eine wesentliche Differenzierung ein: (Zwangs-)Deportierte wussten in den meisten Fällen, wohin sie gebracht wurden (und zu welchem „Endziel“); Zwangsumgesiedelte hingegen wussten über ihren Bestimmungsort in den meisten Fällen nicht Bescheid, wenngleich dessen „Endziel“ weniger lebensbedrohlich erschien, als das der Deportierten.

Nach sieben Jahren im Rheinland folgt er 1959 seinen Eltern nach Oberfranken, was fortan zu seiner „zweiten Heimat“ wird. Mit diesem Umzug vom Rheinland ins Fränkische, wo er eine Anstellung in einer Bekleidungsfabrik in Lichtenfels erhält, kommt er nicht nur der Familie wieder ein Stück näher. Mit diesem Ortswechsel rücken vielmehr auch das Grenzgebiet, welches er im Juni 1952 von jetzt auf gleich verlassen musste, wieder in unmittelbare Nähe. Ungeachtet der Tatsache, dass er zu jener Zeit nur wenig Störendes denn Berührendes am Thema „Grenze“ empfand, gibt es gleichwohl klare Indizien dafür, wie sich seine Beziehung zur Grenze und zur ehemaligen Grenzheimat in diesen Tagen, wenn auch auf anderen Wegen, fortsetze. Denn, so lässt sich seiner Narration entnehmen: Die Beziehung und der Kontakt zu Streufdorf waren zu keinem Zeitpunkt seiner Abwesenheit wirklich abgerissen:

Die Beziehung war DA, ja. Und die ehemaligen Streufdorfer, die ham sich, hab ich schon mal gesagt, in Rodach, Roßfeld getroffen. Waren bis zu 250 Leute, die [...] Zwangsausgesiedelte, Flüchtlinge und auch einige, die auch schon im Krieg oder in der Nachkriegszeit beizeiten schon nach em Westen sind. Ganz normale Wanderung, ja. Aber da war schon nen gewisser Zusammenhalt da. (Pause) Wir ham zum Beispiel auch bei diesen unsern Treffen, Pfingsten immer, ähm sind auch Rentner, die in nen Westen reisen durften (I: mhm); bei ihren Verwandten waren, sind auf der Heimreise dann noch nach Rodach und ham sich mit uns getroffen; ham natürlich ihre ehemaligen Nachbarn und Freunde und so getroffen, also mehrere auf einmal, ja, die sie sonst gar nicht hätten besuchen können; und waren unsere Gäste auch zum Teil (IW/1: 45).

Die „Roßfelder Treffen“, wie sie seit 1964 im Ort Roßfeld bei Coburg alle zwei Jahre über die Pfingstfeiertage stattfanden, gaben Karl Westhäuser immer wieder die Möglichkeit, „Neuigkeiten“ zu erfahren – „wie’s drüben war, was die gehört haben“ (IW/1: 46). Auf diese Art und Weise konnte er, trotz der Distanz und Abgrenzung zu seinem früheren Heimatort, am Ende doch irgendwie (passiv) am Dorfleben teilnehmen. Zudem nutzte er die Nähe zur „Grenze“, um auf grenznahe Hochsitze zu klettern, alles dafür gebend, nur eine bessere Sicht auf die andere Seite und insbesondere auf sein – mittlerweile in „Volkseigentum“ überangenes – Elternhaus zu bekommen.

Über die Jahre und die mehrmaligen Berührungen mit der eigenen ortsfernen Vergangenheit reifte bei Karl Westhäuser schließlich immer mehr die Einsicht, den schmerzlich erlittenen Bruch in der eigenen Biographie (Zwangsumsiedlung und Flucht aus der DDR), rückblickend gesehen doch als Chance genutzt zu haben, insofern er sich erst hierdurch ein anderes und vielleicht auch besseres Leben aufbauen konnte. Im Sinne von – was wäre gewesen, wenn ... – weiß Karl Westhäuser denn auch seinen möglicherweise gegangenen Lebensweg „im Osten“ und damit jenseits der „Mauer“ (kontingent) weiterzudenken, indem er meint:

Ich würd’ mal sagen, ich war zumindest froh, dass ich auf dieser Seite gelebt hab. Nicht unbedingt den Kameraden da drüben, dankbar war ich nicht dafür, aber letzten Endes ähm hab ich mir gesagt, da drüben hätte ich irgendwie dahinvegetiert oder ich, weiß nicht, vielleicht wär ich, Revoluzzer, nen bisschen Revoluzzer geworden oder ich wär abwegs mitgeschwommen, ich hätte mich geduckt, ich weiß nich, ja. Das kann man nicht so sagen (I: mhm). [...] Auf jeden

Fall ging mir's auf lange Sicht hier besser, als mir es da drüben jemals gegangen wäre (Pause) in jeder Beziehung (Pause), weil wir hatten da (Pause) [...] es hat sich eigentlich schon nach dem Krieg abge[...], in den ersten Jahren so abgebildet, dass wir da drüben (lange Pause) nicht viel zu erwarten haben, egal in welche Richtung, ja. So seh ich das. (Pause) Vor allen Dingen wir konnten hier unsere Meinung äußern, wir konnten, natürlich vernünftiger, vernünftiger [...] unser Leben leben. [...] Ich hab einfach die Freiheit gehabt, ja, für vieles, was ich drüben nie gehabt hätte. (sehr lange Pause) (lacht) Hab den Strick gezogen (lacht) [...] Ob ich jemals da drüben glücklich geworden wäre, weiß ich nicht, ich glaub's nicht (IW/1: 67 f.).

Obwohl er so fortan ganz nah an der Grenze und seinen persönlichen Grenzerfahrungen bleibt, richtig holt ihn seine DDR-Grenzgeschichte erst ein, als die DDR beginnt, selbst Geschichte zu werden. Genauso wenig wie er die Zwangsumsiedlung jemals vergessen kann, genauso wenig kann er jemals die Tage der Grenzöffnung vergessen. Die „unheimliche Euphorie“, die allen voran „in den Grenzgemeinden“ (IW/1: 30) damals vorherrschte, brauchte nicht lange, um auch Karl Westhäuser zu erfassen. So kehrt er im November 1989 unmittelbar nach Streufdorf zurück, um alles wieder in Augenschein zu nehmen und mit ehemaligen Nachbarn wieder ins Gespräch zu kommen. Über das Zurückkehren hat Karl Westhäusers Frau einen kurzen Erinnerungsbericht anlässlich des 50. Jahrestages der „Zwangsumsiedlung und Flucht aus Streufdorf“ verfasst, der im Gespräch paraphrasiert zur Sprache kam und der in Textform nachfolgend abgebildet ist:

Ich kann mich noch genau daran erinnern. Wie wir, Karl, Martina [die Tochter] und ich, zum ersten Mal nach Streufdorf hineinfuhren. Das war im November 1989. Lange genug haben wir davon geträumt – jedes Mal, wenn wir auf der anderen Seite der Grenze am Schlagbaum standen und hinüberblickten. Die Straße entlang bis zur Kurve, wo dann der Blick nicht mehr weiterging, wo aber das Elternhaus stand, in dem er aufgewachsen ist und wo er seine Kindheit und die Hälfte seiner Jugend verbracht hat. Und ich hatte mir geschworen: wenn jemals die Grenzen aufgemacht werden, fahren wir dorthin; dahin, wovon Karl immer so viel erzählte, dass ich meinte, mich in Streufdorf genauso gut auskennen wie er. [...] Karl erklärte uns alles, wer wo gewohnt hat, wo er gespielt hat. In seinen Erinnerungen war alles anders: der Holzberg war länger und steiler, der Marktplatz viel, viel größer. Wir fuhren durchs Dorf, er zeigte uns sein Elternhaus [...] (EEW: o. S.).

Nach der unmittelbaren „Heimkehr“ nach Streufdorf geht er schließlich selbst auf Spurensuche, insbesondere an die Orte seiner „Lebensgeschichte Ost“, die in Teilen bei der gemeinsamen Ortsbesichtigung (Spurenlese) nochmals abgegangen wurden. Die Spurensuche führte ihn an die Grenzanlagen, zu seinem Elternhaus und an den Ort seiner Haft. Sie führte ihn aber auch an den Ort seines vorübergehenden Exils nach Stützerbach. In detektivischer Manier hat er sich dabei allen voran als archivalischer Spurensucher betätigt, indem er sich in Aktensammlungen (Archive, öffentliche Ämter) nach

Dokumenten umschaute, die ihm halfen, seine schicksalsbehaftete Flucht- und Aussiedlungsgeschichte anhand von bisher noch verborgenen bzw. unbekannten (Spuren-) Details zurückverfolgen zu können.¹⁰

In dieser Zeit, als er sich damit beschäftigte, die eigene, schmerzlich erlebte DDR-Grenzgeschichte anhand der für ihn biographisch bedeutsamen Orten abzugehen, kam er auch dazu, die Aufarbeitung der eigenen Vergangenheit in anderen Bereichen anzugehen. Hierbei ging es ihm vor allem um die Rückübertragung des 1952 enteigneten Familieneigentums, vor allem um die ehemals in Elternhand befindlichen Häuser. Sein besonderer „Ehrgeiz“ (IW/1: 27), den er beharrlich an den Tag legte, um das Eigentum seiner Familie zurück zu erkämpfen, erstaunt ihn und seine Frau aus heutiger Sicht in gewisser Weise. Musste er doch nicht nur viel Zeit,¹¹ sondern vor allem auch einige bürokratische „Unannehmlichkeiten“ und Hürden auf sich nehmen sowie überstehen, bis die „verbliebenen Reste des 1952 geraubten Eigentums“ (KBW: 4) wieder in seine Hände übergehen konnten. In diesem Zusammenhang erinnert sich Karl Westhäuser zum Beispiel wie er als „Zwangsumgesiedelter“ schließlich „erst rehabilitiert werden [musste], wie einer, der verurteilt worden ist“ (IW/1: 23).¹² War er nach 1952 noch „Ausgestoßener, Vertriebener“, ein „Element“, ein „Ungeziefer“ (EBW: o. S.), so war er nun ein „Illegaler“, ein „Republikflüchtiger“ (IW/1: 42), dessen Opferstatus erst noch geprüft werden musste. Was ihm die Sache dann doch zum „Herzensanliegen“ machte, waren seine nie abreisenden „Heimatgefühle“, seine familiengeschichtliche Verflechtung mit Streufdorf und schließlich sein Drang, sich vor Ort wieder „sehen zu lassen“ (IW/2: 76). So fungierte allen voran das in Eigenregie betriebene Wiederherichten der Familienhäuser mitsamt dem Verschönern des Ortsbildes letztlich als ein Anknüpfungspunkt und zugleich auch als eine Chance, sich nach mehr als 40 Jahren wieder heimisch fühlen zu können. So gesehen war es für ihn vor allem das handwerkliche Betätigen, das „Werkeln“¹³ an den Häusern (IW/1: 27), was ihm insgesamt gesehen stets auch ein Stückchen Heimat zurückbrachte:

Ja, das ist die Heimat, einfach, ja. Das ist die Heimat. Und der alte Spruch: Was du erbst von deinen Vätern [...], erwirb es um es zu besitzen, ja (I: mhm). Ich hab [...] das Erbe schwer erwerben müssen [...] (IW/2: 84).

Was ihn nach der langen Ortsentzogenheit darüber hinaus wieder heimisch fühlen lässt: Es ist die Erinnerungsarbeit, die Karl Westhäuser zusammen mit anderen bis heute vor Ort leistet. So wird er nach der Wende zum „Erinnerungsarbeiter“ in eigener und fremder Sache. In eigener Sache wird er es nicht zuletzt dadurch, weil er sich im Zuge seiner Aufarbeitungsbemühungen und gestellten Rückübertragungsansprüchen notwendigerweise rückerinnern musste. In fremder Sache wird er es, weil er sich im Gegensatz zu

10 Einen Teil dieser archivalisch ausgegrabenen Spuren bekam der Interviewer beim ersten Interview selbst in die Hände und wiederum einen Teil davon (als Kopie) auch mit nach Hause.

11 Der letzte diesbezügliche Bescheid erreichte ihn 2011.

12 Da „Zwangsumgesiedelte“ im Zuge der Wiedervereinigung keine Erwähnung im Zusammenhang mit vertraglich festgehaltenen Wiedergutmachungsleistungen fanden, war es erforderlich, dass sie sich entsprechend erst einer „Rehabilitierung“ unterziehen mussten.

13 Auf das „Werkeln“ und dessen Endbilanz verweist er während der Ortsbegehung mehrere Male stolz. So berichtete er ferner amüsiert, dass er in den letzten Jahren in wechselnder Rolle „Gerüstbauer, Maler, Putzer- und Malerhelfer“ war (IW/1: 55).

vielen anderen Betroffenen von Zwangsumsiedlungen, die lange als Opfergruppen „ausgeklammert“ wurden oder sich selbst keine Stimme gaben (IW/1: 65), traute, gegen das Beschweigen und das lange betriebene Vergessen der schmerzlich erlebten Vergangenheit sprichwörtlich anzureden. Indem er sich und anderen Betroffenen eine Stimme gab, ist er in die Rolle des Zeitzeugens, der erzählen soll, wie es denn nun genau war, nach eigenen Angaben, mehr oder weniger reingerutscht bzw. „reingezogen [worden]“ (IW/2: 114). Ungeachtet dessen „sprudelt“ (IW/1: 52) es bei solchen Gelegenheiten, wenn er die eigene Erfahrung zum Thema werden lassen kann, geradezu aus ihm heraus. Dann bricht sich die Erinnerung meist ungezügelt, wenngleich in gespurten Linien Bahn und das Ganze erscheint wieder in vielen Schattierungen vor seinem geistigen Auge.¹⁴ Er ist aber auch Erinnerungsarbeiter, weil er sich bis heute dafür eingesetzt hat, manifeste Zeichen des Gedenkens an das einst Geschehene an Ort und Stelle zu schaffen. Derart hat er mit anderen Betroffenen zusammen nicht nur eine Gedenkveranstaltung zum 50. Jahrestag der Zwangsumsiedlung in Streufdorf organisiert, sondern auch eine feste Objektivation zum Erinnern geschaffen: einen Gedenkstein, um gegen das lange Beschweigen anzugehen. Alle Erinnerungszeichen und -initiativen tragen allesamt das Motto, welches denn nicht treffender für die lebensgeschichtliche Einstellung Karl Westhäusers stehen könnte: „Gegen das Vergessen“. Gegen das Vergessen anzuarbeiten, bedeutet neben der offensichtlichen Pflege der Orts Erinnerung und des Rede- und Antwort-stehens ebenso, sich um die Pflege der Grünanlagen zu kümmern, die um den Erinnerungsort (Gedenkstein) ungewollt dazu neigen, „Gras über die Sache“ wachsen zu lassen.

Streufdorf und der 5. Juni 1952 – mit diesen raumzeitlichen Koordinaten ist insgesamt gesehen das geohistorische Setting abgesteckt, auf dem sich die Biographie Karl Westhäusers immer wieder narrativ aufbaut. So dreht sich seine erzählte Lebensgeschichte, egal in welche Richtung man sie denn verfolgt, zumeist um diese beiden Eckpunkte. Ob das die Erzählung zum „einschneidendsten Tag“ in seinem Leben selbst ist, die mit allerhand dichten Ortsschilderungen besticht, oder ob es der aus dieser Geschichte heraus begangene oder nicht-begangene Lebensweg und deren Rückbeschau ist, in allen Fällen führt die Spur zu diesen zwei Punkten zurück. Bei alledem, so der Gesamteindruck, ist der Widerstand, den Karl Westhäuser als 16-Jähriger im Juni 1952 leistete über sein Leben und seine Lebenswege hinweg nie wirklich geendet. Blieb er doch allen voran nach der „Wende“ gegen seine Geschichte und gegen die seines Heimatortes beständig widerständig, indem er sich bis heute, mit persönlichem Engagement und Eigensinn (insbesondere zugespitzter Sprach-/Wortgebrauch), einer ortsbezogenen Erinnerungsarbeit verschreibt, die sprichwörtlich immer wieder den „Finger in die Wunde“ legt, indem er gegen das Vergessen anredet und einen persönlichen Beitrag dazu erbringt, ein sich erst spät gebildetes Ortsgedächtnis durch Gedenkzeichen und erinnerungskulturelle Darbietungen präsent bzw. präsenter zu halten. Dies alles zusammen hat sich letztlich nicht nur über die zu Hause erzählte Lebensgeschichte und die Analyse der DDR-bezogenen Erzählsuren herauspräparieren lassen. Es konnte so auch bei der Ortsbegehung und der Lektüren der überdauernden Objekt-Suren beobachtet werden, als sich Karl Westhäuser daran machte, die kleinen Vergangenheits Spuren an Ort und Stelle mit Fingerzeig und deutender Erzählung sichtbar werden zu lassen.

14 Was sich an der lebendigen Erzählart während der Interviews aber auch anhand der genauen Schilderungen zu den Orten und Ereignissen in Bezug auf den Schauplatz selbst zeigte.

4. Fazit: Welchen Mehrwert hat es, erzählter Geschichte einen „Ort“ zu geben?

Wie anhand der spurengeleiteten Untersuchung von „DDR-Grenzerinnerungen“ zuvor exemplarisch gezeigt werden konnte, vermag ein ortbezogenes Studium von persönlichen Erinnerungen und Spuren vor allem Eines zu leisten. Es kann in der Hauptsache dazu dienen, verborgenen und bisher unentdeckten Überbleibseln der Vergangenheit und den damit verknüpften subjektiven Erfahrungswelten auf den Grund zu gehen. In diesem Sinne kann ein mikrologisches Erschließen von „Orten“ mittels und auf Grundlage von Erinnerungen und Spuren (wie auch *vice versa*) alles in allem dazu führen, bisher unbesehene Vergangenheitserfahrungen, unberücksichtigte Geschichtsakteure sowie deren raumzeitbezogenes Gedächtnisgut im Gesellschaftlichen wie Wissenschaftlichen stärker zu Gehör zu bringen. In gleicher Weise kann es eine Perspektive auf „Erinnerungen, Spuren und Räume“ ermöglichen, weithin unbeachteten Orts- und Objekts Spuren eine „Bühne“ zu geben, welche so entlang von Spurenlektüren und Spurenlesern (und dessen wissenschaftlichem Nachvollzug) von einer ihr anhaftenden erinnerungskulturellen Absenz folglich erst in eine bedeutungstragende Präsenz gelangen würden. Da eine solche Untersuchungsperspektive die Sinn- und Objekthaftigkeit von Erinnerung gleichermaßen zu berücksichtigen erlaubt, kann sich hieraus für eine kulturwissenschaftlich ausgerichtete Erinnerungsforschung (*memory studies*; vgl. Erll 2012) schließlich die Möglichkeit ergeben, außerhalb der üblicherweise geäußerten (offiziellen) Raum- und Vergangenheitsansichten einen tiefgründigeren Einblick in die Raum- und Zeiterfahrungen einzelner – im Gedächtnisdiskurs kaum beachteter – Akteure zu erlangen und folglich auch in die alltägliche Praxis des Erinnerns raumzeitgrundierter Lebensgeschichten. Dazu bedarf es letztlich nur eines geschärften Blicks auf Spuren und verschiedene Spurenpraktiken – hier speziell: dem Suchen, Lesen, Performieren und Erzählen von *Erinnerungsspuren*. Über diesen Umweg mag gleichwohl wieder zu den Orten der Erinnerung, der Geschichte sowie auch und vor allem zu den Orten des Vergessens zurückzufinden sein, in der Hinsicht, dass sie dem Betrachter einen Eindruck davon vermitteln (können), wer, wie, wann und vor allem wo Spuren – im Sinne einer geohistorischen (Selbst-)Einschreibung in die Welt – entweder hinterlassen hat oder selbst auf die Spur zu kommen versucht, oder beides zusammen. Denn, so lässt sich mit Hannah Arendt an dieser Stelle zusammenfassend konstatieren: „Ohne Erinnerung und die Verdinglichung, die aus der Erinnerung selbst entspringt [...] würde das lebendig Gehandelte, das gesprochene Wort, der gedachte Gedanke *spurlos* verschwinden“ (Arendt 2007: 113 f.; eig. Herv.). In Anbetracht dessen kann ein ortsbezogenes Erinnern und Lesen von Spuren einen eigenständigen Beitrag zu einer „reflexiven Erinnerungskultur“ (Welzer 2012: 43) erbringen. Eine Form der Erinnerungskultur bzw. kulturellen Gedächtnisbildung, welche offen ist für das Verborgene, Unsichtbare, das Nicht-Erinnerte und damit letztlich auch für das, was gemeinhin nicht in ihrem Auftrag liegt: das Vergessen. Jenes Vergessen, das sich insbesondere im stillen Zeugen, das heißt in der Spur manifestiert und durch ein wissenschaftlich begleitetes Spurenlesen erst zu entsprechender Sichtbarkeit gebracht werden kann. So gesehen liegt der größte Zugewinn letzten Endes vor allem darin, verloren gegangene, vergessene oder schlichtweg verdrängte Raum-Zeit-Erfahrungen anhand von „Spuren“ und über das Lesen von Spuren ans Tageslicht und damit überhaupt erst ins gesellschaftliche Bewusstsein befördert zu haben.

LITERATUR

- Arendt, Hannah (2007): *Vita activa oder vom tätigen Leben*, München.
- Assmann, Jan (2007): *Das kulturelle Gedächtnis, Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, Beck'sche Reihe, Bd. 1307, München.
- Benjamin, Walter ([1932]2004): *Ausgaben und Erinnern* (1932), in: Knut Ebeling und Stefan Altekamp (Hg.): *Die Aktualität des Archäologischen in Wissenschaft, Medien und Künsten*, Frankfurt am Main, Fischer, Bd. 16177, 44-46.
- Benjamin, Walter (1984): *Die Wiederkehr des Flaneurs*, in: Franz Hessel (Hg.): *Ein Flaneur in Berlin*, Berlin, 277-281.
- Bennewitz, Inge und Rainer Potratz (2002³): *Zwangsaussiedlungen an der innerdeutschen Grenze, Analysen und Dokumente, Forschungen zur DDR-Gesellschaft*, Berlin.
- Berdahl, Daphne (1999): *Where the World Ended, Re-Unification and Identity in the German Borderland*, Berkeley.
- Bock, Petra und Edgar Wolfrum (Hg.) (1999): *Umkämpfte Vergangenheit, Geschichtsbilder, Erinnerung und Vergangenheitspolitik im internationalen Vergleich*, Göttingen.
- Döring, Jörg und Tristan Thielmann (Hg.) (2008): *Spatial Turn, Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/9783839406830>
- Drohsel, Karsten Michael (2016): *Das Erbe des Flanierens, Der Souveneur – ein handlungsbezogenes Konzept für urbane Erinnerungsdiskurse*, Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/9783839430309>
- Erl, Astrid (2012): *Cultural Memory Studies*, in: Stephan Moebius (Hg.): *Kultur, Von den Cultural Studies zu den Visual Studies, Eine Einführung*, Edition Kulturwissenschaft, Bd. 21, Bielefeld, 258-281.
- Ginzburg, Carlo (1988): *Spurensicherung, Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli – die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst*, in: Carlo Ginzburg (Hg.): *Spurensicherungen, Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis*, München, 78-125.
- Hoffmann, Detlef (1998): *Das Gedächtnis der Dinge*, in: Detlef Hoffmann (Hg.): *Das Gedächtnis der Dinge, KZ-Relikte und KZ-Denkmäler 1945-1995*, Frankfurt am Main, 6-35.
- Jureit, Ulrike (1999): *Erinnerungsmuster, Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager*, Forum Zeitgeschichte, Bd. 8, Hamburg.
- Kleemann, Christoph (2004): *Nachlassende Neugier? Warum die Auseinandersetzung mit der DDR weitergehen sollte*, in: Heidi Behrens und Andreas Wagner (Hg.): *Deutsche Teilung, Repression und Alltagsleben, Erinnerungsorte der DDR-Geschichte*, Leipzig, 44-57.
- Krämer, Sybille, Werner Kogge und Gernot Grube (Hg.) (2007): *Spur, Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst*, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1830, Frankfurt am Main.
- Krämer, Sybille (2011): *Vertrauenschenken, Über Ambivalenzen der Zeugenschaft*, in: Sibylle Schmidt, Sybille Krämer und Ramon Voges (Hg.): *Politik der Zeugenschaft, Zur Kritik einer Wissenspraxis, Edition Moderne Postmoderne*, Bielefeld, 117-140.
- Lanzmann, Claude (2000): *Der Ort und das Wort*, in: Ulrich Baer (Hg.): *„Niemand zeugt für den Zeugen“, Erinnerungskultur und historische Verantwortung nach der Shoah*, Edition Suhrkamp, Bd. 2141, Frankfurt am Main, 101-118.
- Leipold, Ralf (2021): *Erinnerung, Spur und Raum, Geohistorisches Spurenlesen entlang erinnerter DDR-Grenzgeographien*, Sozialgeographische Bibliothek, Stuttgart (in Vorbereitung).
- Museumspädagogischer Dienst Hamburg (Hg.) (1988): *Spurensicherung, Internationale Jugendcamps Neuengamme (1984-87), Katalog zur Ausstellung des Museumspädagogischen Dienstes und des Museums für Hamburgische Geschichte*, Hamburg.
- Niethammer, Lutz (Hg.) (1985): *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis, Die Praxis der „Oral History“*, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 490, Frankfurt am Main.

- Niethammer, Lutz, Alexander von Plato und Dorothee Wierling (1991): Die volkseigene Erfahrung, Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR, 30 biographische Eröffnungen, Berlin.
- Nora, Pierre (1990): Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Kleine kulturwissenschaftliche Bibliothek, Bd. 16, Berlin.
- Obertreis, Julia und Anke Stephan (2009): Erinnerung, Identität und „Fakten“, Die Methodik der Oral History und die Erforschung (post)sozialistischer Gesellschaften (Einleitung), in: Julia Obertreis und Anke Stephan (Hg.): Erinnerungen nach der Wende/Remembering after the Fall of Communism, Oral History und (post)sozialistische Gesellschaften/Oral History and (Post-)Socialist Societies, Essen, 9-36.
- Plato, Alexander von und Wolfgang Meinicke (1991): Alte Heimat – neue Zeit, Flüchtlinge, Umgesiedelte, Vertriebene in der Sowjetischen Besatzungszone und in der DDR, Berlin.
- Rau, Susanne (2017²): Räume, Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen, Historische Einführungen, Bd. 14, Frankfurt am Main.
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte, Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt am Main, New York.
- Schlögel, Karl (2003): Im Raume lesen wir die Zeit, Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik, München, Wien.
- Trower, Shelley (2011): Place, Writing, and Voice in Oral History, Palgrave Studies in Oral History, New York. <https://doi.org/10.1057/9780230339774>
- Ullrich, Maren (2006): Geteilte Ansichten, Erinnerungslandschaft deutsch-deutsche Grenze, Berlin.
- Welzer, Harald (2012): Vom Zeit- zum Zukunftszeugen, Vorschläge zur Modernisierung der Erinnerungskultur, in: Martin Sabrow und Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Geschichte der Gegenwart, Bd. 4/Beiträge zur Geschichte des 20. Jahrhunderts, Bd. 14, Göttingen, 33-48. <https://doi.org/10.5771/9783835322455-33>
- Wierling, Dorothee (2003): Oral History, in: Michael Maurer (Hg.): Aufriß der Historischen Wissenschaft, Bd. 7: Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft, Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 17033, Stuttgart, 81-151.
- Wierling, Dorothee (2008): Lob der Uneindeutigkeit, Zeitzeugenschaft und Deutungskonflikte nach dem Ende der DDR, Blätter für deutsche und internationale Politik, 52, Heft 3, 102-113.

INTERVIEWS

- Westhäuser, K. (2002): 5. Juni 1952 – Die Zeit danach (Erinnerungsbericht von Karl Westhäuser), (EBW).
- Westhäuser, K. (2002): Heimkehr (Erinnerungen einer Ehefrau), (EEW).
- Westhäuser, K. (2014): E-Mail-Korrespondenz, 23.09.2014, (EKW).
- Westhäuser, K. (2014): Interview 1, 02.10.2014, Coburg, Transkript, 1-72, (IW/1).
- Westhäuser, K. (2015): Interview 2, 04.06.2015, Streufdorf, Transkript, 72-122, (IW/2).
- Westhäuser, K. (2016): Kurzbiographie, (KBW).

Zusammenfassung

Als einer Teildisziplin der Geschichtswissenschaft kommt der Oral History gemeinhin die Aufgabe zu, mit der „Zeit zu rechnen“, insofern Erzählungen über das Leben nicht selten nur zeitlich rückgebunden werden. Der folgende Beitrag versucht diese Ansicht einmal gänzlich umzudrehen, indem davon ausgegangen wird, dass Oral History und deren Untersuchungsgegenstände nicht nur zeitlichen Direktiven gehorchen und derart untersuchbar scheinen, als mündlich dargebotene Geschichte immer auch und vor allem

in räumlicher Hinsicht „stattfindet“. Hiernach avanciert nicht nur die gelebte Biographie zur raumgewordenen Lebensgeschichte, mithin zur gelebten Geographie, zum persönlichen Schauplatz der Geschichte, als vielmehr auch der im Mittelpunkt des Forschungsinteresses stehende lebensgeschichtliche Erzähler sich über den Zeitzeugen hinaus ferner als Ortszeuge offenbart. Dass erzählte Lebensgeschichten neben ihrer Zeitgebundenheit immer auch eine Ortsgebundenheit aufweisen, wird nachfolgend zur Grundmaxime erklärt und am Topos der Spur und des Spurenlesens theoretisch wie methodisch genauer nachvollzogen. Schlussendlich wird an der Lebensgeschichte Karl Westhäusers fallbeispielhaft zu zeigen sein, welche empirischen Potenziale und Erträge eine Suche nach ortsbezogenen Erinnerungsspuren mit sich führen kann, um – im eigenen Fall – verborgenen DDR-Grenzerinnerungen auf die Spur zu kommen.